Tagesbericht

Weitere erfreuliche Ergebnisse der deutschböhmischen Kinderspende

Die Sammlung unserer Prager Mitbeigentümer, des Verlags Heinr. Mercy Sohn, für die hungernden Kinder Deutschlands macht weitere Fortschritte. Wir veröffentlichen heute nur die Ergebnisse der letzten Tage, um morgen ausführlicheren Bericht über die Verteilung der Summen zu geben.

Der 15. Spendenausweis schließt mit einer Gesamtsumme von 202 691,18 Tschechokronen und 164 537 023 Mark.

Der 16. Spendenausweis weist als Gesamtergebnis 213 580,78 Tschechokronen und 23 674 905 Mark auf.

Der 17. Spendenausweis schließt mit 225 024,38 Tschechokronen und 10 438 100 Mark ab.

Außerdem wurden Herrn Ernst John-Leipzig zur Verteilung in Fällen dringster Not 5 Milliarden Mark von H. und B., Leipzig, zur Verfügung gestellt.

Der Dank an die holländische Kolonie. Bei der aber veranstalteten Jubiläumsfeier anwesenden Holländern und Deutschen an die Königin der Niederlande. Königin hat jetzt auf dem Wege [illegible] niederländische Konsulat in Leipzig den der hiesigen holländischen Kolonie und den [illegible] Freunden für die Wünsche zu dem Regierungsjubiläum herzlich gedankt.

* **Turmführungen im Alten Rathaus.** Der Turm des Alten Rathauses, der einen herrlichen Rundblick über die Altstadt von Leipzig bietet, soll künftig gegen ein besonderes Eintrittsgeld zugänglich gemacht werden. Der Betrag kommt dem Stadtgeschichtlichen Museum zugute.

Die Biersteuer. Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß wegen der am 18. September eintretenden abermaligen Erhöhung der Biersteuer alle Händler und Wirte, Konsumvereine, Kantinen, Kasinos, Logen und ähnliche Vereinigungen, die am 18. September 1923 mehr als 2 Hektoliter im Besitz haben, ihre Vorräte bis zum 23. September dem für ihren Wohnort zuständigen Hauptzollamte nach Art, Raummenge und Aufbewahrungsort zur Nachversteuerung anzumelden haben, wenn sie sich nicht strafbar machen wollen.

Bezirks-Sängerfest. Am Sonntag, 23. September, nachmittags 3 Uhr, findet in der „Mühle Lindhardt" das 6. Bezirks-Sängerfest des Leipziger Gau-Sängerbundes statt. Die gesanglichen Darbietungen werden durch Massenchöre und gemischte Chöre unter bewährter Leitung zu Gehör gebracht.

* **Erhöhung des Tarifs für Kraft- und Pferdedroschken.** Durch die sprunghafte Preissteigerung der Betriebsmittel ist den Führern der Kraftdroschken als Teuerungszuschlag der 10millionenfache, bisher der 7millionenfache, den Führern der Pferdedroschken der 8millionenfache, bisher 6millionenfache Betrag des vom Fahrpreisanzeiger nach Taxe III angezeigten Betrages genehmigt worden. Die Erhöhung ist am 17. September in Kraft getreten. — Ferner ist beschlossen worden, die Bahnhofsgebühr für Droschken und telephonische Bestellungen von 700 000 Mark auf 1 Million Mark zu erhöhen.

Das Internationale Verkehrsbureau, G. m. b. H., mit seinen beiden Geschäftsstellen, Markt 4 (Meßamt) und Naschmarkt (Verkehrsverein), ist von jetzt ab wochentags von 9 Uhr vormittags bis 6,30 Uhr abends und Sonntags von 9 Uhr vormittags bis 12 Uhr mittags geöffnet. Es wird noch besonders darauf hingewiesen, daß in beiden Geschäftsstellen Eisenbahnfahrkarten verkauft werden.

Der Ruf nach dem Lohngesetz

Von **Bernh. Eidmann**, Leipzig

Es ist verwunderlich, daß dieser Ruf nicht schon längst mit aller Kraft ertönt ist. Fast lückenlos ist die Umstellung auf Gold in allen Stufen der Wirtschaft, Rohstoffbeschaffung, Fertigfabrikate, Handel, Kapitalanlage usw. erfolgt, nur auf dem Lohnpolitik steckt man noch ganz in den Eierschalen wertbeständigen Denkens. Immer noch verwechselt man Goldmarklohn und Friedenslohn. In mehr oder weniger tiefschürfenden, theoretischen Erörterungen macht man gruselig vor der Wirkung des sogenannten Goldlohnes. In einem der Arbeiterschaft nahe stehenden Organ ist in diesen Tagen noch abgedruckt, was Dr. W. Schöttler in dem wissenschaftlichen Organ der Sozialdemokratie, der „Neuen Zeit", am 10. Januar d. J. geschrieben hat, obwohl sicher auch bei Schöttler von dem genannten Termin an bis heute die Erkenntnisse ganz andere Fortschritte gemacht haben. Schöttler schrieb:

„Mehr als die zur Verfügung stehenden Gütermengen können unmöglich zur Verteilung gelangen. Von dieser Erkenntnis aus ist auch die Frage der sogenannten Goldlöhne zu beurteilen. Sie werden die arbeitenden Klassen nicht aus dem Elend herausführen können. Es handelt sich bei einer Forderung nach Goldentlohnung natürlich nicht um eine Bezahlung in wirklichem Gold, weil wir es gar nicht besitzen, sondern um die Zugrundelegung eines Goldsatzes, der in Papiermark umgerechnet werden soll. Nehmen wir alle an, alle Goldlöhne und Gehälter würden heute verfassungsmäßig. Hätten sich durch diese einfache Maßnahme die vorhandenen Konsumgüter auch nur um geringsten Maße vermehrt? Wäre hierdurch die kleinste Verbesserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse erreicht? Natürlich nein! Wie die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, würden sich die Preise sofort den veränderten Löhnen anpassen."

Außerdem wird in dem erwähnten Aufsatz Adolf Braun zitiert, der im „Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes" Nr. 5 Folgendes schrieb:

„In dem Augenblick der Einführung von Goldlöhnen stiegen die deutschen Warenpreise sofort so hoch an, daß die deutsche Konkurrenz ihre niederdrückende Wirkung auf die Auslandsindustrien verliert. Wenn wir nach dem Auslande nicht mehr verkaufen können, dann können wir aus dem Auslande auch keine Rohstoffe mehr beziehen, weil wir sie zum größten Teil mit den nach dem Auslande verkauften Waren bezahlen müssen. Dann verlieren wir die Arbeitsgelegenheit nicht nur für den Export, sondern auch für den heimischen Verbrauch. Die Arbeitslosenzahl würde alle bisherigen Höhepunkte übersteigen."

In gleichen Gedankengängen, nur etwas komplizierter, bewegt sich eine Auslassung der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände in dem soeben erschienenen Geschäftsbericht:

„Der Weg für die Entwicklung Deutschlands ist vorgezeichnet durch die Tatsache, daß wir ein Industrieland mit relativ starker Ueberbevölkerung sind. Die ganze nationale Produktion, d. h. das ganze jährliche Volkseinkommen ist im voraus mit den Reparationsleistungen belastet. Diese Belastung ausschließlich von der Unternehmerrente tragen zu lassen, ist eine praktische Unmöglichkeit, da die Rente dann fast völlig aufgezehrt wäre. Wir müssen aber neues Kapital bilden bzw. den durch den Krieg und die Leistungen aus dem Friedensvertrag eingetretenen Kapitalschwund wieder ausgleichen, da wir die Aufrechterhaltung bzw. sogar die Vergrößerung unserer Produktionsfähigkeit notwendig haben, um die ausreichende Ernährung der Bevölkerung sicherstellen zu können. Der Weg zur Aufrechterhaltung unseres nationalen Staatswesens, von dessen Notwendigkeit wir alle auf das tiefste durchdrungen sind, also die Sorge um die fernere Zukunft unseres Volkes und unseres Staates, zwingt uns dazu, den Wiederaufbau auch von dem Arbeiter mittragen zu lassen, zwingt uns also zu einer bestimmten Lohnpolitik, zu einer ganz eindeutigen Stellungnahme zu der Frage des Vorkriegsreallohns. Diese finden ohne Zweifel den Beifall weder des einzelnen Arbeiters, noch der Gesamtheit der Arbeiter als einer Klasse, mit besonderem Klassenbewußtsein, das mit ihrem Volksbewußtsein konkurriert. Aber selbst wenn Deutschland entschlossen wäre, seine staatspolitische, wirtschaftliche und schließlich seine kulturelle Weltgeltung aufzugeben und sich von einem dichtbevölkerten Industrieland in ein Agrarland zu verwandeln, so würde die Zeit dieser Umstellung ebenfalls eine Zeit des größten Leidens für die Gesamtheit sein müssen, denn ehe wir Agrarland geworden wären, müßte der überschüssige Teil der Bevölkerung, hauptsächlich also der Industriebevölkerung, erst verschwinden. Für die jetzt lebende Generation würde das also ein ähnlicher Leidensweg sein wie der des Wiederaufbaus. Im Ernst kann aber kein Mensch diesen zweiten Weg gehen wollen, wenn er nicht zugleich den deutschen Nationalstaat zertrümmern lassen will, denn die umliegenden Länder würden ein Ausblühen der deutschen Industriegebiete auf dem Wirtschaftsorganismus der Welt nicht zulassen, sondern diese Gebiete an sich zu reißen versuchen und so den deutschen Staat zertrümmern.

Diese Zwangslage, in der wir uns befinden, muß ihre Rückwirkungen auf die Lohnfrage unbedingt in stärkster Weise ausüben. Wenn der Gesamtanteil am Gesamtproduktionsertrag infolge der Reparationsleistungen wesentlich herabgesetzt werden muß, so kann diese Herabsetzung an dem Reallohn des Arbeiters nicht vorübergehen. Die Vorbelastung des Produktionsertrages und die Notwendigkeit der Neubildung von Kapital ist so groß, daß der frühere Reallohn unmöglich aufrecht erhalten werden kann. Hieraus folgt aber, welch außerordentliche Bedeutung der Lohnfrage und damit jeglicher Lohnpolitik, im Rahmen nicht nur der Wirtschaftsführung, sondern auch im Rahmen der allgemeinen Volks- und Staatspolitik zukommt."

Wir sehen also auf beiden Seiten der Wirtschaftsgruppen theoretische Erwägungen, weiter aber auch nichts. Wirtschaftstheorie zu treiben, ist sehr gut und heute mehr als je notwendig, aber nur solche, die sich nicht ins „Graue" verliert, sondern auf dem gesunden Boden der Wirklichkeit bleibt.

Theorie treiben heißt doch, die verschiedenartigen Erscheinungsformen in ihren Zusammenhängen erkennen und auf eine einfache Grundursache zurückführen, um dann die dabei gewonnenen Erkenntnisse in der Praxis des Lebens zu verwirklichen. Wie steht es nun mit den oben angeführten theoretischen Erörterungen? Nicht darum handelt es sich, daß mehr als die zur Verfügung stehenden Gütermengen zur Verteilung gelangen, sondern nur darum, daß die greifbaren Waren zu einem dem Einkommen entsprechenden Preisverhältnis abgegeben werden. Die Einkommen müssen in dem Sinne und in dem Maß wertbeständig werden, daß sie sich den Steigerungen der Kosten der Lebenshaltung anpassen. Wenn die Kette der wertbeständigen Umrechnungen ausgerechnet bei der Kaufkraft von drei Vierteln der deutschen Bevölkerung Halt macht, so ist das ein volkswirtschaftlicher Unsinn, der nicht zu überbieten ist. Man muß sich das an einem Beispiel klar machen.

Ein Unternehmer zahlt am 3. September d. J. einen Stundenlohn von 1 Million Mark. Das entspräche bei einem Dollarstand von 9 700 000 einem Goldstundenlohn von 0,40 Mark. In den Preis einer Ware, die acht Stunden Arbeitszeitaufwand benötigt, setzt er also 3,20 Mark in Gold ein (Aufschläge für Verdienst usw. sollen hier außer acht bleiben). Schon nach 14 Tagen, am 17. September, erhält er, da er streng nach Gold verkauft, 3,20 mal 31 700 000, das sind also rund 100 Millionen Mark. Er zahlt an diesem Tage aber nur einen Stundenlohn von 4 Million Mark, für 8 Stunden also 32 Millionen Mark. Also eine Gegenleistung von 32 Millionen für eine Leistung im Werte von 100 Millionen Mark. Wenn nun der betreffende Arbeiter gleichzeitig Verbraucher der betreffenden Ware ist (so muß man nämlich die Dinge ansehen), so ist zu fragen, woher soll der Verbraucher 100 Millionen Mark nehmen, wenn er nur 32 Millionen Mark erhält?

Man überlege sich an diesem Beispiel, das ganz genau, ohne jedes Drum und Dran, den Gang der heutigen Preisbildung von Produktion zum Verbrauch darstellt, ob durch Goldlohn die Produktion verteuert wird.

Bei einem Reallohn von 0,40 Mark pro Stunde dürfte die deutsche Wirtschaft durchaus exportfähig und in jeder Beziehung leistungsfähig sein, denn der Weltmarkt-Arbeitslohn, gegen den die deutsche Industrie zu konkurrieren hat, beträgt stark das Doppelte. Für den Arbeiter bedeutet dieser Reallohn etwa ⅔ seines Friedenslohnes. Er arbeitete vor dem Kriege 60 Stunden je 0,50 Mark = 30 Mark pro Woche, jetzt 48 Stunden je 0,40 Mark = 19,20 Mark pro Woche. Für den Arbeiter ist ein Tagelohn von 100 Millionen Mark auch bei einem Preisstand der Ware, der einem Dollarstand von 133 Millionen Mark entspricht, ein auskömmlicher Verdienst.

Es bleibt noch die Frage zu erörtern, ob eine derartige Erhöhung des Papiermarklohnes nach dem Ausmaße der wirklichen Geldentwertung eine Steigerung der Inflation nach sich zieht. Das ist durchaus nicht der Fall, denn wir sehen, daß der Abnehmer des Unternehmers bereits 100 Millionen Papiermark-Zahlungsmittel aufbringen muß. Darin aber, daß der unverdiente Mehrwert in die Tasche des Unternehmers fließt, der ihn in irgendeiner Weise wertbeständig anlegt oder ihn zu übermäßigen Verbrauch (vielleicht zu Luxus und Schlemmerei) verwendet, auf Kosten einer mehr als notwendigen Einschränkung des Arbeiters, zeigt sich die große Unsittlichkeit der heutigen Lohnpolitik.

Solche Zustände können selbst den entschiedensten Verfechter der freien Wirtschaft nicht mehr davon abhalten, nach dem Gesetzgeber zu rufen. Freie Wirtschaft bedeutet noch lange nicht zügellose Wirtschaft. Man sagt, daß bei Verletzung der Naturgesetze in der Wirtschaft diese dem Ruin verfallen müsse. Als ein solches Gesetz bezeichnet man das Gesetz von Angebot und Nachfrage; ein fundamentaleres ist das Gesetz von Leistung und Gegenleistung. Dieses Naturgesetz wird jetzt täglich in tausend Fällen durchbrochen. Darum brauchen wir ein Reichsgesetz, das sagt: „Unternehmer (ganz besonders jede Unternehmergruppe), die ihre Erzeugnisse in irgendeiner Form zu wertbeständigen Preisen veräußern, haben ihre Arbeiter und Angestellten in der gleichen Weise zu entlohnen."

Ein solches Gesetz wäre vernünftiger als das Lohnsteuergesetz, das geradezu eine Strafe für den Arbeitgeber ist, der trotz der Schwere der Zeit, im Bewußtsein seiner volkswirtschaftlichen Verantwortung, seine Arbeiter selbst unter großen Opfern weiter beschäftigt. Es ist eine Prämie für diejenigen, die auf der einen Seite durch falsche Lohnpolitik den Binnenmarkt verengen und bei dem dadurch hervorgerufenen Mangel an Aufträgen gleich die Arbeiter auf die Straße setzen, obwohl in vielen Fällen die Möglichkeit vorhanden wäre, die Arbeiter einige Wochen durchzuhalten, indem man auf Lager arbeiten ließe. So aber entsteht durch die Minder-Produktion wiederum eine Verknappung des Angebotes, ein Hochhalten der Preise, die von denen hervorgerufen wird, die am lautesten der gegenwärtigen Preishöhe die Schuld von dem Mangel an Auslandsaufträgen geben.

Kundgebung des Aerztebundes. Der Geschäftsausschuß des Deutschen Aerztevereinsbundes sagte in seiner am 15. September zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Aerztevereinsbundes abgehaltenen Tagung nach einem Referat von Dr. Röchmann-Berlin eine Entschließung, in der er namens der deutschen Aerzteschaft die Bedenken unterstützt, die seitens des Reichsrats gegen die im Reichstag beschlossene Fassung des § 6 des Gesetzes, die den Laienbehandlern wieder Tür und Tor öffnen würde, geltend gemacht worden sind. Eine wirksame Eindämmung der Geschlechtskrankheiten sei nur möglich, wenn die Erkrankungen schnellstens erkannt und sachgemäß behandelt würden. Die hierfür erforderlichen Kenntnisse könnten nur in eingehenden, jahrelangem Studium, wie der Staat es verlangt, erworben werden. Es sei nicht angängig, ansteckende Krankheiten mit schlimmster Auswirkung für die Allgemeinheit Laienbehandlern zu überlassen. Deswegen sei im Reichsseuchengesetz von 1900 die Behandlung einer sogenannten gemeingefährlichen Krankheit (Cholera, Pest, Flecktyphus usw.) Laien verboten. Dieses Verbot sei auch für die Behandlung von Geschlechtskrankheiten erforderlich, die in ihren Folgen für die Volksgesundheit wegen ihrer weiten Verbreitung noch verheerender als jene genannten Infektionskrankheiten seien. Erlaube man Laienbehandlern die Behandlung von nichtansteckenden Krankheiten und Leiden der Geschlechtsorgane, so würden von ihnen ansteckende Leiden als nichtansteckende behandelt werden. Die vom Gesetzentwurf erwarteten günstigen Ergebnisse in der Eindämmung der Geschlechtskrankheiten würden dadurch in Frage gestellt, denn zahllose Kranke würden nicht schnell und gründlich behandelt, blieben also lange ansteckungsfähig und bildeten nicht nur eine Gefahr für ihre Umgebung, sondern wären auch selbst den schwersten Folgezuständen ausgesetzt. Es würden aber auch vor allem die gegenüber Kranken vorgesehenen Strafbestimmungen wirkungslos, da den von Laien behandelten Kranken nicht würde nachgewiesen werden können, daß sie gewußt hätten, an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit gelitten zu haben. Deswegen richtet der Geschäftsausschuß an den Reichstag die Bitte, den vom Reichsrat geänderten Bedenken stattzugeben und den § 6 in seiner alten Fassung wiederherzustellen.

Auf dem Wege nach Lhasa

Von **Dr. Will. Mc. Govern**

Die große Expedition Dr. Governs, deren Beginn im „Leipziger Tageblatt" vom 11. September geschildert war, führt den kühnen Gelehrten nach Tibet. Hier legt Dr. Govern die Verkleidung an, um sich der verbotenen Stadt zu nähern. Wir lassen einige knappe Bilder und Zwischenfälle des gefahrvollen Unternehmens folgen:

Ich verließ Darjeeling. Niemand wußte meine genaue Route. Es lag mir daran, sowohl Shigatse als auch Lhasa, die zwei großen Städte Tibets, zu sehen, doch war es vorteilhafter, Shigatse zuerst aufzusuchen, da ich mich in Lhasa zu erkennen geben beabsichtigte und mir bewußt war, daß nachher ein weiteres Durchstreifen des Landes nicht möglich sei. Ich entschloß mich, da die Dhari-Changtse-Straße nicht in Frage kommen konnte, für die direktere, jedoch gefahrvollere Route durch das ganze Sikkimgebiet.

Es war wegen des frischgefallenen Schnees kein Gehen, sondern ein Gleiten. Lhaten trug den Kinoapparat. Jene Nacht lagerten wir im Freien, eine halbe Meile vom Dorf entfernt und konnten uns so alles Notwendige beschaffen. Außer Wasser benötigten wir täglich Brennholz, Bambusblätter zum Füttern der Tiere, Milch für mich und Marwabier für die Diener.

Am Tage setzten wir den Aufstieg, bis wir zum Hochplateau von Damtang kamen, fort. Zweimal wurde ich am Wege nach meinem Paß gefragt, was früher ungewöhnlich gewesen wäre und beweist, daß der Weg nach Lhasa allähnlich schwieriger, statt leichter gemacht wird. An diesem Tage machte ich den ersten Versuch mit dem Kinoapparat. Als wir höher und höher gegen Damtang stiegen, bot sich uns ein prächtiger Ausblick auf den Kanchendzonga, weit schöner als der von Darjeeling. Ich filmte ihn. Der Kanchendzonga ist der dritthöchste Berg der Welt, sein Gipfel ist über 28 000 Fuß über dem Meeresspiegel und er ist imposanter als selbst Mount Everest, der ihn beinahe um 1000 Fuß noch überragt. Der Kanchendzonga, dessen Name „Die große Gletscherschatzkammer der fünf edlen Substanzen" bedeutet, ist Gegenstand großer Anbetung in Sikkim und spielt im sikkimanischen Buddhismus eine wichtige Rolle.

Wiewohl wir nur die Hälfte unseres Tagesmarsches zurückgelegt hatten, zeigten die Muskeln Spuren von Ermattung und wir hatten große Mühe, sie weiterzutreiben. Der Koch gab jedem von ihnen einen großen Napf starken Tees, das übliche sikkimanische Mittel in solchen Fällen. Zu meinem Erstaunen tranken ihn die Tiere gierig und unter seinem Einfluß ließen sie sich herab, wieder zu arbeiten.

Ich hatte keine Vorliebe für Dörfer und kampierte lieber im Freien. Nunmehr hatten wir auch die Gewohnheit, dreimal täglich zu essen, aufgegeben. Es lag mir viel daran, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen. Jede Verzögerung bedeutete Gefahr. Nach dem Abendessen blieb mir ein wenig Zeit, meine Verkleidung vorzubereiten. Ich war zwar immer noch berechtigt, bis zu den Pässen als Engländer zu reisen, jedoch wollte ich keine Aufmerksamkeit erregen. Ich entschloß mich, mich von allen Dörfern und Hauptstraßen fernzuhalten und sikkimesische Tracht anzulegen, wodurch ich auf die Entfernung als Eingeborener wirkte. Hingegen unterließ ich es, mein Gesicht oder meine Hände zu färben und konnte zu jeder Zeit wahrheitsgemäß angeben, daß ich ein Engländer sei, dem es Spaß mache, die Tracht des Landes zu tragen. Die Bedienten verdächtigten mich nicht, da sie mich ohnehin für halb verrückt hielten und nichts von meinen wirklichen Absichten ahnten. Ich hatte ihnen gesagt, daß wir auf dem Wege nach Latschen waren, wo ich den berühmten „Grübelnden Lama" besuchen wollte.

Wir waren allmählich, ohne die Steigung zu bemerken, 7000 Fuß über den Meeresspiegel gekommen und fühlten keine Hitze mehr. Leider wurde das Wetter jetzt schlecht. Es war bewölkt und neblig, und meine Befürchtungen erfüllten sich, als wir in Singtam erfuhren, daß in den Pässen bereits Schnee lag. Mitten in der Nacht erwachten wir und fanden uns bedeckt mit Blutegeln, welche emsig unser Blut saugten. Den nächsten Tag beabsichtigten wir einen langen Marsch zu machen. Vor Sonnenaufgang sahen wir ein wunderschönes Bild: Schnee fiel auf den Kanchendzonga-Kamm. Dieser Berg ist ein wichtiger Teil des westlichen Horizontes und wird von den Eingeborenen als eine Art Schutzgeist des Landes angesehen. Hier begannen auch die charakteristischen baumlosen Berge von Tibet. Am nächsten Tage brachen wir zeitig auf, da ich den Posten von Tlongtang vor Tageslicht passieren sollte, um nicht das Register der durch die Pässe gehenden Personen unterschreiben zu müssen. In aller Stille und ohne Zwischenfall zogen wir durch. Später hörte ich, daß sämtliche dortigen Polizisten kriegsgerichtlich bestraft und entlassen wurden. Wir kreuzten eine Brücke, von welcher noch vor kurzem die zum Tode Verurteilten in das Wasser geworfen wurden.

Wir waren bald 12 000 Fuß über dem Meeresspiegel, dieses ist die kritische Höhe. Wer bis dahin nicht unter Höhenkrankheit zu leiden hat, ist so ziemlich immun dagegen. Satan (mein Diener), bekam Kopfschmerzen und Ohrensausen. Ich gab ihm ein paar Gewürznelken zu kauen, worauf ihm besser wurde. Es gelang uns, unbemerkt an zwei Beamten vorbeizukommen, die als Wächter und zugleich als Aufseher über die von der Regierung dort eingerichteten Rasthäuser dienten. Zwei Meilen weiter war der ganze Weg eine Glatteisschicht, auf der weder wir noch die Tiere gehen konnten. Große Konfusion folgte, die Bedienten schrieen und gestikulierten. Es gelang mir, die Ordnung wieder herzustellen, ich warf Sand auf das Eis und wir schnitten mit unsern Messern Stiegen hinein. Endlich waren wir hinüber, waren aber alle so müde, daß wir sofort rasten mußten. Wir schlugen nicht einmal unsere Zelte auf. Mit Schrecken bemerkte ich, als ich aufwachte, daß wir eingeschneit waren. Noch mehr erschraken die abergläubischen Bedienten, denn als diese aufwachten, war der Schnee bereits drei Fuß hoch. Was war nun zu tun? Vorwärts zu dringen war lebensgefährlich, hier zu bleiben war ebenso außer Frage. Die Bedienten dachten, daß wir von Glück sagen konnten, wenn es uns gelänge umzukehren und die Regierungs-Rasthäuser in Tangu zu erreichen. Das hätte natürlich meiner Expedition den Todesstoß versetzt. Ich erinnerte mich, daß zwischen Tangu und Latschen einige Viehställe waren, die von den Hirten nur im Sommer benützt wurden, wenn es hier oben Gras gab. Ich beschloß, den Versuch zu machen, sie zu erreichen und in ihrem Schutze die weiteren Entwicklungen zu erwarten. Unter sehr großen Schwierigkeiten gelang es uns, die kurze Strecke von sechs Meilen in einer Tagesreise zurückzulegen. Am Wege begann Satan unter Schneeblindheit zu leiden. Er hatte seine schwarzen Gläser vergessen, und ich mußte ihm meine borgen, während ich meine Pelzmütze über die Augen zog. Ich selbst fühlte mich gar nicht wohl und begann bereits Symptome der Krankheit zu fühlen, die sich später als Ruhr herausstellte. Wir waren alle glücklich, als wir die Hütten erreichten.

Eine Stunde später entstand ein [illegible] Sturm, der unser Zelt in einen [illegible] warf. Wir lagen darunter und waren froh, eine Deckung zu haben. Satan betete und jammerte und beichtete unter anderen seine Dummheit, mit mir gegangen zu sein. Gegen 3 Uhr morgens ließ der Sturm nach und wir schliefen ein. Am nächsten Morgen hatte ich einen Kampf mit den Bedienten zu bestehen, die unbedingt umkehren wollten. Unter Drohungen bewog ich sie endlich, mir zu folgen. Glücklicherweise hatte ein Schneeleopard, der bereits am vorigen Tage unsere Tiere beunruhigt hatte, uns bei Nacht überholt und war anscheinend auf dem Wege zum Paße. Wir folgten seinen Spuren und sparten uns dadurch viel Zeit. Kein Baum oder Strauch war zu sehen. Nur drei oder vier Zoll Schnee waren auf dem Grunde. Wir waren in Tibet. Wir zogen bis zum Tschimlomo-Gletscher, wo wir haltmachten.

In der Nacht zum 30. Januar erklärte ich meinen Bedienten, daß Lhasa mein eigentliches Ziel sei. Jeder erhielt eine Rolle zugeteilt. Ich verkleidete Satan als einen sikkimesischen Edelmann. Von heute an war er der Herr, der mit seinem Gefolge, zu dem auch ich gehörte, nach Lhasa pilgerte. Die Bedienten nahmen mit unerwartetem Vergnügen an der Verkleidung teil. Die beschränkten Leute betrachteten es als ein Spiel, ohne an die Gefahr zu denken. Am nächsten Tage ließ ich mich ganz braun färben und legte die Tracht eines Eingeborenen an.

Aus den Konzertsälen. Ein junger Herr aus valutagesegnetem Lande veranstaltet eine Konzertserie „Mit großem Orchester". Dagegen ist nichts einzuwenden, solange der eigennützige Selbstzweck dem sozialen Zweck ungefähr die Waage hält. Wenn unseren schwer ringenden Musikern damit wesentlich geholfen wird, so wird man selbst die künstlerische Forderung niedriger spannen als sonst. Wenn aber, wie hier, auf dem kostbaren Instrument eines zumeist aus Gewandhausmitgliedern bestehenden Orchesters unreife Dirigierübungen versucht werden, so empfindet man solche Veranstaltung als lästig. Herr Bennet ist kein Costa. Auch nicht, wenn er Furtwänglerische Ekstatik kopiert. — Goermus: Das Spiel dieses Moskowiters berührt noch nicht den Bereich einer Kunst, und also auch nicht den der Kritik. Die ganze Veranstaltung mit allen ihren seltsamsten Begleitmomenten: eine Zeitsatire. Diejenigen aber, die die Angelegenheit Goermus öffentlich propagieren, dienen — bewußt oder unbewußt — der Verdummung in [illegible] Dingen. K. S.